



PETER JOSEF
DICKERS

Die Pendeluhr

Stationen erinnerungswürdiger Jahre



Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Spurensuche

Erde statt Himmel

Maikäfer flieg

Ehrentoll

Totenzettel

Die Macht der Erinnerungen

Kirche zum Anfassen

Ohne Berufungserlebnis

Die Guten ins Töpfchen

Das Sittenzeugnis

Empfehlungen und Entsagungen

Enthaltsamkeitsübungen

Einfallspforte des Teufels

Um des Himmelreichs Willen

Auf Nummer sicher

Verbotene Bücher

Das Hohelied der Zivilcourage

Neue Erfahrungen

Maßgeschneidert

Reglementiert und behütet

Der Pfad der Tugend

Sexualität und Leiblichkeit

Fesseln der Autoritäten

Hausgemachte Persönlichkeitsstruktur

Brief-Kontakte

Als die Welt in Ordnung war

Hohe und zu hohe Erwartungen

Die Pendeluhr

Die Botschaft hör ich wohl

Konfliktpotential

Solos Dios basta

Verdächtige Gefährtinnen

Haushälterin gesucht

Warnung vor dem blinden Fleck

Endstation Sehnsucht

Gesuch um Laisierung

Gnadenakt

Vernehmung

Erklärung

Dispens-Verweigerung

Wo ein Wille, da ein Weg

Schwebezustand

Einmal Priester – immer Priester

Die feste Burg

Unterschiedliche Wertvorstellungen

Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis

Entscheidung nach Aktenlage

Fürsorgepflicht

Ein Erzbischof als Glücksfall

Frei werden wollen

Plädoyer für die Schutzzone Zölibat

Dispens aus Rom

Im Einvernehmen mit der Kirche

Fliegen
Verständnis
Verwirrung
Katholisches Profil
Das musst du wissen
Beredtes Schweigen
Bruchlinien
Kommen und Gehen
Dialogfähigkeit
Sie dürfen nicht
Dannatur - Verdammt
Ein Kardinal in Sorge
Vergessene Umfrage
Tempi passati - Vorbei
Was ich nicht vergessen werde
Kein ambitioniertes Nichtstun
Erinnerungswürdige Jahre
Keine Ermüdungserscheinungen
Erwiderung auf einen Leserbrief
Bodenpersonal
Fragwürdige Kirchengebote
Fachkräftemangel
Die Trägheit der Institutionen
Gegen den Status quo
O Franziskus
Im Kletterparadies
Schiffe versenken
Service gefragt
Oberhirtliche Verträster

Nein-Sager

Versöhnliche Zeichen

Ein leeres Bücherregal

Gelingendes Leben

Gewinner und Verlierer

Leben wie man kann

Vorwort

Viele Geschehnisse in meinem Leben führten lange ein Schattendasein in fast vergessenen Ordnern. Dann machten Freunde mich neugierig: „Gibt es Ereignisse in deinem Leben, die wir nicht kennen?“

Gab es welche? Wenn ja, wen, außer mich selbst, konnten sie interessieren? Warum sollten andere erfahren, was mich betraf? Waren Außenstehende befugt, in meine Geschichte hineinzuhören? Wo sollte ich diese beginnen lassen?

Dass sie großes Erregungspotential beinhaltete, hielt ich für unwahrscheinlich. Jedenfalls rechnete ich nicht damit.

Zeilen, Seiten entstanden. In die Gegenwart geholte Erinnerungen. Erinnerungsvirtuose bin ich nicht. Dennoch gelang es mir, einzutauchen in weit zurückliegende Vorgänge.

Einiges hat sich ereignet wie beschrieben, liegt aber so lange zurück, als habe es nicht stattgefunden. Sind es Bilder, Eindrücke, Erinnerungssplitter, die ich flüchtig, aus den Augenwinkeln heraus, wahrgenommen habe? War es so? Hat es so sein können? Haften blieb vor allem das, was einen besonderen Stellenwert für mich hatte.

Was ich schreibe, schreibe ich für mich. „Sine ira et studio – ohne Zorn und falschen Eifer, ohne persönliche Emotionen und Parteilichkeit“ zu berichten, wie der römische Historiker Tacitus empfahl, ist mir wahrscheinlich nicht gelungen. Vielleicht wollte ich das auch nicht.

Niemanden klage ich an. Es ist „meine Geschichte“.

Spurensuche

Ich ging auf Spurensuche und war überrascht, an welche Details ich mich erinnerte. Wie aus dem Nebel tauchten Ereignisse im Strom der Erinnerung auf, die ich längst verschollen glaubte. Sie hatten sich eingepägt: Personen, Geschehnisse, Erlebtes, Erlittenes. Erinnerungen schmelzen nicht dahin wie Schnee.

Etliches ging verloren in den Abgründen der Zeit, oder ich habe es nicht für erinnerenswert gehalten. Es ist entglitten. Ich habe es entgleiten lassen. Ich nehme mir die Freiheit, Ereignisse für mich zu belassen – vorerst zumindest. Es gibt unbeschriebene Seiten im Buch meiner Geschichte. Meine erinnerbare Geschichte enthält Lücken. Nicht alles gebe ich preis. Auch sind Ereignisse dabei, von denen ich Abstand genommen habe oder an die ich nicht erinnert werden möchte. Wenn nur Fragmente übrig geblieben sind, weiche ich nicht in Fiktionen aus.

Ich begab mich nicht auf die Suche nach einer verlorenen Zeit, der ich nachtrauere. Erinnerungen hege und pflege ich, aber es soll keine der Vergangenheit zugewandte Erinnerungschronik entstehen. Ich transportiere mich nicht zurück in ein „Es war einmal“, sondern lebe in der Gegenwart. Dennoch weiß ich, dass aus Gegenwart schnell Vergangenheit wird. Was heute ist, gilt morgen als gewesen. Den Fluss des Lebens kann ich nicht aufhalten.

In meinen bisherigen Lebensjahren versammeln sich Nähe und Ferne, Vergangenheiten und Stationen. Die Landkarte meiner Erinnerungen weist viele Punkte auf. Ich veranstalte keine Neuinszenierung dessen, was war. Gestriges beschwöre ich nicht unnötig herauf. Dennoch gilt auch

Vergangenes in meinem Leben. Nichts ist ohne ein Vorher. Ich bin nicht plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht.

Entscheidungen, die ich getroffen habe, kamen auf den Prüfstand, wurden korrigiert. Nicht alle Wegbegleiter waren und sind damit einverstanden. Was ich getan bzw. unterlassen habe, hinterließ Spuren und Meinungen.

Von einer ehemaligen amerikanischen Außenministerin wird erzählt, sie trage eine Uhr, deren Zeiger stillstehen. Sie möchte die Zeit, vielleicht ihr Leben, anhalten. Dafür wird sie Gründe haben. Tage und Jahre vergehen oft schnell, eilen vorbei - wie im Flug. Oft möchten wir uns an etwas klammern, uns näher damit auseinandersetzen.

Auch mir geht es so. Aber weder die großen Uhrzeiger der Weltgeschichte noch die kleinen des täglichen Lebens lassen sich nach Belieben manipulieren. Das Leben und die Zeit lassen sich nicht anhalten, erst recht nicht rückgängig machen.

Erinnerungen seien das, woran man sich nicht erinnern möchte - diese Meinung teile ich nicht. Vergangenheit werde ich nicht los. Ich entkomme ihr nicht und will ihr nicht entkommen. Sie ragt hinein in meine Gegenwart, und ich möchte nicht, dass sie sich zu weit von mir entfernt.

Vieles wirkt nach. Bis heute. Es ist nicht in der Requisitionskammer gelandet, sondern hat einen Ankerplatz in meinem Leben gefunden. Es kann aber nicht mit einer Renaissance, einer Wiederkehr rechnen. Nichts soll dem, was heute ist, im Weg stehen.

Erde statt Himmel

Hungerjahre prägten das Leben im Dorf nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Von Wirtschaftswunder, von heiler Welt in der Nachkriegszeit war nichts zu spüren. Leute aus der Stadt unternahmten Hamsterfahrten ins Dorf, um Bauern und Privatleuten Tauschgeschäfte anzubieten.

Die Reichsmark war wertlos. Kartoffeln gegen Kunstgegenstände, Milch und Butter gegen Schmuck. Schwarzhandel hatte Hochkonjunktur. Güter des täglichen Bedarfs gegen handfestes Hab und Gut. Ob noch Krieg oder schon Friede war, ließ sich kaum unterscheiden. Eine Zeit, in der zwischenmenschlich jeder jedem den Krieg zu erklären schien, nachdem der Krieg mit Waffen ein Ende gefunden hatte.

Wenn ich bei einem Bauern, mit dem unsere Familie in verwandtschaftlicher Beziehung stand, um eine Kanne Milch, ein Stück Butter oder um Kartoffeln bettelte, hatte ich Aussicht auf Erfolg, wenn ich im Tausch dafür Zigaretten anbot - eine Kostbarkeit, die wir von den amerikanischen Soldaten ergatterten, die sich im Dorf einquartiert hatten.

Vergesst Gott nicht in eurer Not, hatte der Pfarrer die Gläubigen in der Kirche ermahnt. Meine Mutter war gläubig, aber sie musste eher nach irdischen Dingen als nach dem Himmel trachten. Irdische Realitäten standen näher als der Himmel. Himmel war weit weg. Es ging ums Überleben, um konkret Erreichbares. Sie benötigte Lebensmittelkarten für Brot und Fleisch, Kleiderkarten für Unterwäsche und Strümpfe, Bezugsscheine für Mantel und Schuhe.

Für ein Bündel alter Zeitungen bot der Altpapierhändler ein paar Pfennige an. Neue Schuhe, die ich zur Feier meiner Erstkommunion anziehen sollte, waren unerschwinglich. Ein

Schuster stellte sie in Heimarbeit her. Den Kommunion-Anzug erbettelte Mutter.

Anzug und Schuhe befanden sich als Erinnerungsstücke noch in meinem Kleiderschrank, als ich fünfzehn Jahre später umzog an meinen Studienort. Sie waren nicht in der Kostümtruhe gelandet. Ich hatte sie nicht als Ladenhüter, sondern als Erinnerung an Geschehnisse aufbewahrt, die entrückt waren, mich aber, zumindest unbewusst, begleitet hatten.

Das Dorf war unser Leben. Das Dorf war unser Himmel. Die Welt hinter dem Gartenzaun war überschaubar: Bauernhöfe, Kartoffeläcker, grüne Wiesen. Kein Naherholungsgebiet. Kleinbürger-Idyll rund um die alte, romanische Pfarrkirche. Hier fühlten wir uns sicher und geborgen. Unser Rückzugsort. Hier erhofften und fanden wir Schutz.

Die Institution Kirche gewährte und garantierte Halt und Sicherheit. Die Kirche war den Menschen nahe; die Menschen fühlten sich der Kirche verbunden. Der Pfarrer wusste, was gut und richtig war. Der Wahrsager. Moralische Instanz. Er hatte in gottesfürchtigen Landen Macht über Leben und Tod. Von der Kanzel herab verkündete er Wahrheiten, die unverrückbar schienen. Alltagsleben und Leben mit der Kirche waren eng miteinander verknüpft.

„Bleibe, wie du heute bist. Der Himmel dir dann sicher ist.“ Ein Plakat mit dieser Inschrift prangte über der Haustür, wenn ein Kind zur Erstkommunion in die Kirche geleitet wurde. Auch über unserer Tür. Wer immer solche und ähnliche Sprüche ersonnen hatte – sie wünschten eine Welt herbei, von der jeder wusste, dass es sie nicht gab, die aber dennoch ersehnt wurde. Das Aufschauen zum Himmel glich einem Balance-Akt zwischen Himmel und Erde.

Kriegszeiten seien Zeiten großmütiger Nächstenliebe und gesteigerten Opferwillens; das stehe in den „Katechetischen Blättern“, hatte der Pfarrer gepredigt. Jeder müsse im Geiste

christlicher Bruderliebe dazu beitragen. Hilfsbereitschaft und Mut zur Bescheidenheit seien das Gebot der Stunde.

Gut, dass die Leute im Dorf die Katechetischen Blätter nicht kannten. Verzichten mussten sie. Satt werden war wichtig. An Überfluss litt niemand. Die Zeitung kündigte Kürzungen der Lebensmittelrationen an. Eine Frau wurde beim Milchdiebstahl erwischt, als sie Milch von einer an der Straße abgestellten Kanne abzapfte. Obwohl sie aus Not handelte, wurde sie zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.

Jemand, den Mutter kannte, bot ihr an, heimlich das gemästete Hausschwein zu schlachten, um die Fleisch-Rationen für die nächsten Monate zu sichern. Viel falsch machen konnte Mutter ihrer Meinung nach nicht. Wie viel Fleisch der Mann für sich reservierte, ob er noch sonstige Dienste meiner Mutter einforderte, kam nicht zur Sprache. Interessen-Gegensätze.

Mutter klagte nicht – nicht über ihr Leben, nicht über das Leben und Verhalten anderer. Sie hätte Gründe gehabt. Aber wer hätte ihr zugehört? Sie nahm ihr Leben hin. Ihr blieb das Beten. Ob es geholfen hat, sagte sie nicht.

Friedvolle Idylle, Hort der Harmonie und Beglückung, der Ruhe und Stabilität war unser Heim nicht. Keine heile Welt. Keine heile Familie. Kein „dolce vita“. Mutters Leben ließ wenig Zeit offen für Träume. Von besseren Zeiten zu träumen, war außerdem zwecklos. Die Familie, der sie vorstand, war nicht in Zuckerwatte gepackt. Dennoch hätte sie nicht woanders leben wollen.

Kein Wunder, dass sie nicht sehr alt geworden ist. Mit gut sechzig Jahren waren ihre Kräfte aufgezehrt. Ihr Lebensfaden war durch viele Zerreißproben brüchig geworden. Die „gute, alte Zeit“, ihre Zeit, in der angeblich alles besser war, konnte nicht besonders gut gewesen sein. Es herrschten keine paradiesischen Zustände.

Und doch habe ich Mutter nie verbittert erlebt. Sie sang gern – vielleicht, um die Schatten der Gegenwart und Vergangenheit für eine Weile beiseite zu schieben. Ein Lied

zu singen, mochte befreiend für sie wirken. Das Bild, das sich mir von ihr eingepägt hat, begleitet mich immer noch. Es gehört zu meinen nicht erloschenen Kindheitserinnerungen.

Nur wenige Fakten habe ich über das Leben meines Vaters erfahren. Nach seinem frühen Tod an der Kriegsfront fanden Gespräche über ihn kaum statt. Dass er laut Totenzettel „nach ersehnter froher Heimkehr ein glückliches Familienleben ersehnte“; dass er „im Glauben an seinen Erlöser fiel“; dass er als „guter Kamerad, treu sorgender Familienvater, aufrichtiger und lebensfroher Mensch in die Ewigkeit abberufen wurde“, nehme ich zur Kenntnis. Inwieweit sich das auf mich ausgewirkt hat, steht nirgendwo geschrieben, oder ich habe es nicht wahrgenommen.

Maikäfer flieg

Beendet wurden die bedrängenden Umstände durch die Währungsreform. Die Deutsche Mark wurde alleiniger Bezugsschein für Waren. Im einzigen Geschäft des Dorfes tauchte über Nacht das zu hohen Preisen in den Regalen auf, was anscheinend tags zuvor noch nicht existiert hatte.

Rosige Märchenbilder sind nicht die Bilder jener Jahre, die in mir haften geblieben sind. Wenn ich eintauche in den Horizont meiner Kindheit, treten verklärte Erinnerungen an Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe kaum zum Vorschein.

Meine Gedanken wandern hinüber in ein Pfarrarchiv. Dort sollen Niederschriften fehlen über den Zeitraum zwischen 1931 und 1949, vor allem über die Jahre des Nationalsozialismus. Manche Eintragungen wurden, wird unterstellt, nachträglich gelöscht. Es müssen Erinnerungen gewesen sein, die man verdrängte oder tilgen wollte. Selbsttäuschung. Die so handelten, bekleideten möglicherweise verantwortliche Positionen in Pfarreien, Schulen und Verwaltungen.

„Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg.“ Das Volkslied aus der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ haben wir nicht gesungen, sondern erlebt. Mutter wird auch nicht angenommen haben, mein Vater trällere irgendwo im Schützengraben voll Sehnsucht an die Liebste daheim das Lied „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“, das die Nationalsozialisten zu Propaganda-Zwecken missbrauchten.

Romantische Gefühle, die eine heile Welt vorgaukelten, waren ihr zuwider. Sie hätte eher gebeten „Sag mir, wo die Blumen sind“. Ob sie diesen Anti-Kriegs-Song kannte, entzieht sich meiner Kenntnis.

1942 fiel mein Vater in Russland. Ein Aufruf des Führers zum „Kriegswinterhilfswerk des Deutschen Volkes“ forderte das Volk in der Heimat zu höchster Opferbereitschaft auf. Opfer, die wir leisten könnten, seien nur ein Bruchteil dessen, was die deutsche Wehrmacht verbringe, tönte er. Er erwarte, dass die Heimat ihre Pflicht erfülle.

Sein Appell muss wie Hohn in den Ohren meiner Mutter geklungen haben. „Sparen hilft den Sieg sichern.“ Der Reichswirtschaftsminister behauptete es und unterstrich mit solchen Sprüchen die eigene Bedeutung.

Der Anforderungsbogen wurde überspannt. Viele ahnten, dass der mythische Leviathan nahe war – jenes Ungeheuer, das Chaos und Tod bescherte. Ob und in welcher Weise sich diese Ereignisse auf meine kindliche Entwicklung ausgewirkt haben, kann ich nicht beurteilen. Ohne Auswirkungen werden sie nicht geblieben sein.

Ehrevoll

Meine Mutter war fünfunddreißig Jahre alt, als ihr „der Heldentod“ meines Vaters mitgeteilt und zum „ehrevollen Andenken an den tapferen Krieger“ aufgerufen wurde. Ob es für sie viel bedeutete, dass er „als vorbildlicher Soldat in treuer Pflichterfüllung gefallen“ war?

Über ihre eigene treue Pflichterfüllung hat sich die patriarchalisch geprägte Gesellschaft wahrscheinlich keine Gedanken gemacht. Das, was „Krieger-Witwen“ erlitten, wurde zugeschüttet von den Schichten des Vergessens oder als Privatangelegenheit angesehen. Es begannen Mutter-Tage, Mutter-Jahre mitten im Krieg. Mutter-Freuden sahen anders aus.

Ich kann mich nicht erinnern, dass sie nach Sozialamt, Recht auf Kindergartenplatz oder Ganztagsbetreuung gerufen hat. Hätte es schon den Begriff „allein erziehend“ gegeben, man hätte ihn wörtlich nehmen müssen.

Ich habe viele solche Mutter-Tage erlebt. „Muttertag“ wurde bei uns nicht gefeiert. Wir hatten ihn täglich. Messer, Schere, Gabel, Licht dafür weniger. Dazu Urlaub auf dem Hinterhof. „Mutter, was soll das noch geben?“ Oft hätte ich das fragen können.

Ich verstehe nicht, dass ich das überlebt habe und auch noch erwachsen geworden bin. Die Mutter-Tage und Mutter-Jahre von damals müssen etwas gehabt haben, das es nicht mehr gibt.

Totenzettel

Gefallene oder vermisste Väter, Söhne und Freunde waren überall in der Nachbarschaft zu beklagen. Ich war noch zu jung, um mir vorstellen zu können, was das bedeutete. Ich meine mich daran erinnern zu können, als der Briefträger kam und meiner Mutter einen Brief in die Hand drückte. Aus Bruchstücken setzt sich meine Erinnerung daran zusammen. Nie hat sie darüber gesprochen.

Eines Tages habe ich begonnen, nach meinem Vater zu fragen. Viele Zeitzeugen, auch meine Mutter, waren verstorben. Heute durchsuche ich Totenzettel und alte Zeitungsnotizen. Ich frage nach bei Verwandten und Bekannten. Ich sitze in Bibliotheken und suche nach dem Gestern. Ich will wissen, was gewesen ist. Ich will wissen, ob es mein Leben betrifft.

Einen Brief habe ich gefunden. Ein Bruder meines Vaters schrieb ihn 1940 aus Frankreich an seine Schwester. „Hoffentlich kommt bald der Befehl zum Generalangriff. Wir sind es leid. Wir möchten kämpfen oder nach Hause gehen. Eines wird sicher bald eintreffen, sobald es Frühling wird: Sie werden die deutschen Fäuste zu spüren bekommen.“

Vier Wochen später kritzelte er auf eine Feldpostkarte: „Hoffentlich besinnen sich unsere jetzigen Feinde. Wir hatten diese Woche eine Übung mit scharfer Munition. Ich kann nur sagen, wenn es mal losgeht, dass es dem Feind dann sehr schlecht geht.“ Wiederum vier Wochen später stand auf seinem Totenzettel: „Betet für die Seelenruhe des tapferen Soldaten, der für das Vaterland sein junges Leben opferte.“

Zwei Jahre war ich damals alt. Warum will ich das wissen? Ich weiß es nicht. Oder vielleicht doch. Was ich heute bin, ist

nicht unabhängig von dem, was gestern war.

Vier Jahre war ich alt, als mein Vater starb. Im gleichen Jahr diskutierte die Wannseekonferenz in Berlin über die Endlösung der Judenfrage. Der Blutrichter Roland Freisler wurde Präsident des Reichsgerichtshofes. Der Schriftsteller Stefan Zweig nahm sich in Rio de Janeiro das Leben.

Ich will wissen, was war, um zu erfahren, wer ich bin.

Die Macht der Erinnerungen

Meine Mutter war trotz aller Vorbehalte gegenüber himmlischen Versprechungen eine tief religiöse Frau, mit einer eher wortkargen Frömmigkeit. Kein „lieber Gott“, dem sie sich anvertraute. Keine „fromme Seele“. Natürlicher Skeptizismus zeichnete sie aus. Sonntagsund Werktagsgottesdienste begannen für sie jedoch nie zu früh, um sich auf den Weg zur Kirche zu machen. Mit der „Frommes“, der Frühmesse, begann ihr Tag. Mich nahm sie mit. Ich hatte keinen Grund, das zu hinterfragen.

Zwei Mal in der Woche stand Schulgottesdienst auf dem Stundenplan in der damaligen Volksschule. Die Aufsicht führenden Lehrer registrierten, ob alle Kinder anwesend waren. Wenn unsere Familie vor dem Abendessen in der Küche auf den Knien lag, war Rosenkranz-Zeit. „Der für uns geißelt worden ist.“ „Der für uns das schwere Kreuz getragen hat.“ Das Geschehen um das Leiden und Sterben Jesu ließ in der Fastenzeit die Rosenkranzperlen durch die Finger gleiten. Die Knie beschwerten sich nicht über die unbequeme Körperhaltung. Sie waren im Winter geschützt durch lange Strümpfe. Mutter hatte sie gestrickt.

Warum haben wir dieses Leben akzeptiert? So frage ich heute. Weil es vermutlich keine Alternativen gab. An wortreiche Klagelieder meiner Mutter kann ich mich nicht erinnern. Ihren Schmerz über den frühen Verlust ihres Mannes, meines Vaters, hat sie nie gezeigt. Für Trauer blieb weder Raum noch Zeit. Psychotherapeuten wären beschäftigt gewesen. Negative Erlebnisse wurden verdrängt. In fast allen Häusern gab es ähnlich leidvolle Erfahrungen. Warum sollte es uns anders ergehen? Es hätte

viele Gründe für viele Tränen gegeben. Geflossen sind sie nur spärlich. Oder sie blieben uns Kindern verborgen.

Hin und wieder betrachte ich alte Fotos, die in die Gegenwart hinüber gerettet wurden. Sie dokumentieren Kindheitserfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit. Das Foto mit der Petroleumlampe gehört dazu. In ihrem faden, kümmerlichen Schein hockten wir im Keller, weil im Radio vor der Bombardierung der nahen Eisenbahnstrecke gewarnt worden waren. Noch heute meine ich den ranzigen Geruch der Lampe in der Nase zu spüren, weil der Docht filzig war und vor sich hin schwelte. In einem Nachbarhaus war eine Lampe explodiert, da sich leicht entzündliches Gas entwickelt hatte.

Sprengbomben trafen die Pfarrkirche und zerstörten das gotische Maßwerk und die Fenster im Chorraum.

Solche Zeugnisse haben nicht nur dokumentarischen Wert. Sie machen Erlebtes bewusst, wecken Gefühle. Vergangenes verrottet nicht.

Ich will es nicht aufleben lassen, weiß aber, dass es nachwirkt. In welcher Form sich vergangene Ereignisse und erlebte Geschichten auf spätere Entscheidungen ausgewirkt haben, vermag ich nicht zu beurteilen, wie ich bereits andeutete. Vielleicht sträube ich mich gegen die eine oder andere Erinnerung, oder ich habe Abwehrmechanismen entwickelt, Schutzwälle des Schweigens errichtet. Geblieben sind sie dennoch – mächtig, wenn auch nicht übermächtig.

Kirche zum Anfassen

Ein Missionar, der im brasilianischen Regenwald tätig war, stammte aus meinem Heimatort. Wenn er Heimaturlaub hatte und die Messe in der Kirche unseres Tausendseelendorfes feierte, war ich stolz, als Ministrant dabei sein zu dürfen. Messdiener seien Gott besonders nahe, versicherte der Pater. Davon spürte ich nichts. Dass man, wie der Pater behauptete, im Glauben gestärkt werde, wenn man regelmäßig den Gottesdienst an exponierter Stelle im Altarraum mitfeiere, blieb mir ebenfalls verborgen.

Mir genügte es, das Weihrauchfass schwingen und den großen Leuchter tragen zu dürfen. Das mache mich zum kleinen Kleriker, sagte der Pater. Dass Ministranten lateinische „clericetti“ seien, sagte mir nichts; es interessierte mich nicht besonders. Solche Vokabeln tauchten im Latein-Unterricht am Gymnasium nicht auf. Ich wurde erst aufmerksam darauf, als mir der Begriff „Kleriker“ Identifikations-Probleme bereitete.

Dass gut sechzig Jahre später auch Mädchen das Weihrauchfass schwingen würden, konnte der Pater nicht voraussehen. Ob das weibliche Geschlecht sogar für das Priesteramt in Frage kam, hätte er nicht zu fragen gewagt. Maßgebliche Vertreter der kirchlichen Hierarchie widersetzen sich nach wie vor solchem Nachdenken. Priestertum der Frau ist gleichzusetzen mit „Irritation“ und „Verwirrung“. Dass man den Ausschluss von Frauen von kirchlichen Ämtern biblisch nicht begründen kann, spielt keine Rolle. Priestertum sei männlich, wird erklärt. Ein Papst habe endgültig für Klarheit gesorgt.

Dennoch bleibt die Frage bestehen, ob Gott seine Pläne für die Kirche nicht revidieren und „Damenwahl“ bzw.

priesterliche Frauen-Biographien zulassen wird, sofern man ihn nicht daran hindert.

Mir reichte es zu Messdiener-Zeiten, anschaulich Kirche zu erleben und glaubwürdiges Tun zu erfahren. Da waren die jährlichen Maiandachten vor dem mit Blumen geschmückten Marienaltar in der Dorfkirche. Dass die Gottesmutter Königin und Mutter der Barmherzigkeit sei und als solche verehrt werde, wie der Pfarrer verkündigte, hörte und überhörte ich. Ich konnte es wahrscheinlich nicht nachvollziehen. Mehr schätzte ich die Möglichkeit, aus unserem Garten stark riechende Fliederbüsche in die Kirche schleppen zu können. Im Mai-Monat war das meine Lieblings-Beschäftigung. Der Marienaltar in der Seitenkapelle glich in dieser Zeit einem weißen oder violetten Fliederblüten-Meer.

Kirche zum Anfassen, zum Sehen und Riechen. Glauben mit allen Sinnen. Kein katholisches Theater, wie eine Nachbarin abschätzig äußerte. Ab und zu durfte ich mit dem Pater zusammen frühstücken. Priester zum Anfassen. Es gab Schinken und Käse, ein gekochtes Ei und Kaffee. Solche Frühstücks-Zutaten kannte ich nicht einmal vom Hörensagen.

Als mich der Pater einlud, ihn in Brasilien zu besuchen, erwiderte ich folgerichtig, das habe keine Eile. Es faszinierte mich, dass er eine Flussreise auf dem Amazonas plante. Dass er mehrere Wochen auf ein Motorboot warten musste, dämpfte meine Reiselust. Im gleichen Jahr, in dem ich zum Priester geweiht wurde, starb der Urwald-Doktor Albert Schweitzer. Ihn hätte ich gern besucht.